

Ein Leben unter Spannung

Mit Autismus geboren

Menschen, die unter der Entwicklungsstörung Autismus leiden, haben Schwierigkeiten, mit anderen Menschen zu sprechen, Gesagtes richtig zu interpretieren oder Mimik und Körpersprache einzusetzen. Wie es ist, damit täglich zu leben, erzählt ein Betroffener.

Mein Leben ist gekennzeichnet von Autismus. Die Krankheit nutzt jede Chance, um sich bemerkbar zu machen. Konkret federt sie das ganze Leben durch mich durch, indem sie unvorstellbar und gnadenlos mit meiner Wahrnehmung spielt. Sie lässt nur manchmal zu, dass in mir Ruhe herrscht. Normalerweise tobt es in meinen Sinnesorganen. Jedes Geräusch gaukelt meinen Ohren vor, ich stünde mitten auf einem Flughafenlandeplatz. Laute Jets sind eigentlich nur Stimmen, Worte, Autotüren, Dunstabzugshauben, Beutelrascheln, Musik aus dem Radio. Babyweinen, Rasenmäherbrummen oder Amselzwitschern kann ich nicht einordnen und versetzt mich in Panik. Das wiederum bestürzt meine Umwelt. Der Eindruck entsteht, ich sei unbezogen und ein Spinner.

Dasselbe Chaos herrscht auch beim Riechen, Sehen, Schmecken und Fühlen. Endlos angespannt ist mein Leben. Wenn sich diese Spannung entlädt, kenne ich keine Gnade. Dass Autisten nicht fähig für Gefühle seien, entspricht meiner Meinung nach nicht der Wahrheit. Alle Empfindungen sind mir, wenn gleich nicht erkennbar, vertraut. Menschliche Zuneigung oder Ablehnung spüre ich intensiv und lasse mir nichts vormachen.

Für mich ist das Sprechen unmöglich, da der Klang meiner Stimme noch mehr Unruhe in mein Lebenskarussell bringen würde. Die Lust zum Sprechen ist mir noch nie begegnet. Leben mit Autismus beeinträchtigt sehr das alltägliche Miteinander in der Familie. Losgelöst von der Norm denken, fügen und konstruieren sich alle um den Autisten herum. Das bedeutet eine Menge Kraft, Fantasie und Toleranz. Ich bin dankbar für meine Familie, da sich alle mutig für mich einsetzen, unvoreingenommen lieben und Licht in mein Dunkel bringen. Richtig oder falsch, gut gelaunt oder nicht – für sie bin ich immer Martin.

Martin Ostertag wurde 1988 mit einer seelischen Behinderung, dem frühkindlichen Autismus, geboren. Im Alter von 15 Jahren lernte er mit Hilfe der sogenannten gestützten Kommunikation sich mitzuteilen und konnte zwei Jahre später die Hauptschule abschließen. Zurzeit besucht er die Berufsfachschule in Winnenden und strebt den mittleren Bildungsabschluss an.



Autistische Menschen können Sinneseindrücke nicht richtig verarbeiten. Sie schotten sich von der Außenwelt ab.

Foto Picture Press

„Wichtig ist mir, dass du akzeptiert wirst“

Um im Schulalltag zu bestehen, benötigt Martin Ostertag eine Schulbegleitung. Melanie Vieweg begleitet ihn seit knapp drei Jahren. Martin hat ihr ein paar Fragen über ihre tägliche Arbeit gestellt.

Wie bist du zu deiner Arbeit in der Schulbegleitung gekommen?

Nach meiner Ausbildung als Heilerziehungspflegerin wollte ich gerne in der Offenen Behindertenhilfe arbeiten. Beim Arbeiter-Samariter-Bund (ASB) in Heilbronn wurden gerade Schulbegleiter für Schüler mit Autismus gesucht.

Gibt es dafür eine spezielle Ausbildung?

Nein. Das Wissen über Autismus habe ich mir angelesen und über Gespräche vor allem mit deinen Eltern angeeignet. Außerdem war ich auf einigen Fortbildungen zum

Thema Autismus und nehme am Gesprächskreis für Schulbegleiter, der vom ASB angeboten wird, teil.

Was ist dir besonders wichtig bei der Arbeit mit mir?

Wichtig ist mir, dass du von deinen Mitmenschen akzeptiert wirst, so wie du bist. Und dass dir trotzdem als „Mensch Martin“ und nicht immer als „Autist Martin“ begegnet wird. Mir ist wichtig, dass du gefragt und gehört und nicht übergangen wirst. Es passiert oft, dass ich an deiner Stelle gefragt werde und antworten soll.

Ich frage mich manchmal, wo du die Kraft für deinen Einsatz für mich her nimmst!

Manchmal hab auch ich einen schlechten Tag und fühle mich kraftlos. So geht es dir ja auch manchmal. Kraft geben mir unsere Gespräche, wenn du ein Problem hast und ich dir dabei weiterhelfen kann. Da weiß ich hinterher, dass alles in Ordnung kommen wird und mein Einsatz für dich wertgeschätzt wird.

Kollegen kennst du nicht im Alltag. Was ist, wenn du mal nicht weiter weißt?

Zum Glück haben wir eine tolle Schule gefunden. Wenn ich einen Rat brauche, weiß ich, dass ich jederzeit um Hilfe bitten kann. Alle sechs Wochen treffe ich mich mit anderen Schulbegleitern. Und die Gespräche mit deinen Eltern sind immer aufbauend.



Schulbegleiterin Vieweg mit Martin Foto privat

Wie ein Ninja in der Großstadt

Le Parkour, der Trendsport aus Frankreich, ist ein Hindernislauf durch urbane Landschaften

Über Stock und Stein, Geländer oder Mauern – Freunde des Freizeitsports Le Parkour scheuen keine Hindernisse. Sie laufen von einem Punkt A zu einem Punkt B durch die Stadt und überwinden alles, was ihnen den Weg kreuzt.

Es ist acht Uhr abends, eine Gestalt springt von einer Garage und rollt sich wie ein Turner am Boden ab. Kurz darauf überwindet die Person in unmittelbarer Nähe geschickt eine Mauer. Diese Gestalt macht Parkour. Aber was ist das, Parkour?

Diese Frage wird einem oft gestellt wenn man anfängt von seinen Hobbys zu erzählen. Parkour ist eine Extremsportart, die ein französischer Schauspieler namens David Belle erfunden hat. Dieser lernte von seinem Vater, einem ehemaligen Vietnamsoldaten, in den Wäldern Nordfrankreichs die sogenannte Méthode Naturelle. Dies ist eine Kunst der Bewegung durch die Landschaft mit ihren natürlichen Hindernissen. Ende der 80er Jahre übertrug Belle diese Methode auf die urbane Landschaft des Pariser Vorortes Lisieux aus Beton und Stahl. Aus den spielerischen Verfolgungsjagden über Treppen, Tischtennisplatten, Papierkörbe und kleine Bäche entwi-

ckelten er und seine Freunde später durch Einbeziehung schwierigerer Hindernisse wie Mauern, Zäune, Baugerüste und später Gebädefassaden schließlich Le Parkour.

Es geht darum, so schnell wie möglich von einem Punkt A zu einem Punkt B voranzukommen, ohne dabei Rücksicht auf Hindernisse zu nehmen. Dies macht man mit lange trainierten Techniken wie dem „Saut de chat“, dem Katzenprung oder dem „Passe muraille“, der Mauerüberwindung.

Inzwischen haben sich in vielen Städten Parkourgruppen gebildet, die gemeinsam in der Stadt zwischen Häusern und Fabriken diese Sportart ausüben. Parkour sollte mit großem Respekt vor den Hindernissen betrieben werden und man sollte sich nichts zutrauen, von dem man nicht hundertprozentig sicher ist, dass man es auch schaffen kann.

Trotz allem kann es am Anfang schnell zu Verletzungen kommen, woran mich selbst auch eine große Narbe an meinem linken Fuß immer wieder erinnert. Ich trainiere Le Parkour seit etwa einem Jahr mit meiner Gruppe, die ich mit Freunden gegründet habe. Wir nennen uns Les Traceurs des Ombres. Wir ziehen meist zu dritt los und improvisieren die Strecken hauptsächlich.

Ich finde: diese Sportart ersetzt, richtig ausgeführt, jedes noch so gute Fitnessstudio.

Mit Passanten hatten wir die unterschiedlichsten Begegnungen. Einige feuerten uns an mit Worten wie „Yeah, cool Parkour!“ oder sie fragten interessiert: „Hey, ist das Parkour?“ Aber es gab auch Personen, die diese Kunst mit Sachbeschädigung gleichsetzten und uns mit Misstrauen begegneten.

Parkour ist im Übrigen nicht mit Freerunning zu verwechseln. Bei Parkour ist die Eleganz Nebensache, es geht vielmehr um die Schnelligkeit und darum, dass die Hindernisse in einem flüssigen Ablauf bewältigt werden. Bei Freerunning ist die Geschwindigkeit Nebensache, die Schönheit der Bewegung steht im Vordergrund, Stopps zwischen den Hindernissen sind erlaubt.

Für diejenigen, die es selbst ausprobieren wollen: immer daran denken, dass man sich am Anfang nicht überschätzen darf. Lieber klein anfangen und langsam besser werden. Und nun rein in die Sportklamotten und raus in die frische Luft.

Der Autor und Le-Parkour-Fan Patrick Kasri ist 16 Jahre alt und besucht die Berufsfachschule in Winnenden.



ZEITUNG IN DER SCHULE

Schüler schreiben

Mehrere Hundert Schulklassen nehmen in diesem Schuljahr am Projekt „Zeitung in der Schule“ (Zisch) teil, das die Stuttgarter Zeitung zusammen mit der Agentur Pro Media anbietet. Einige Schülerinnen und Schüler haben nun die Recherchen abgeschlossen und ihre Artikel geschrieben. Heute: Einblicke in den Alltag eines autistischen Schülers, ein Bericht über den Trendsport Le Parkour sowie ein Stimmungsbild des deutsch-schweizerischen Verhältnisses anlässlich der Fußball-EM.



Keine Angst vor Hindernissen darf man beim Trendsport Le Parkour haben.

Foto Weise

Auf gute Nachbarschaft?

Deutsche und Schweizer betrachten einander mit Argwohn – vielleicht schafft die EM Abhilfe

„Ich freue mich auf die Deutschen“ – mit diesem Slogan wirbt die Schweiz großflächig für die anstehende Fußball-Europameisterschaft. Der misstrauische Deutsche fragt sich sofort: ist das die Wahrheit? Eine Bestandsaufnahme eines nachbarschaftlichen Verhältnisses.

Unser kleines Nachbarland im Süden hat markante Eigenheiten: eine aus deutscher Sicht merkwürdig kehlige Sprache, die aber für Schweizer Ohren warm und heimelig klingt, viele Kühe und die Abgeschiedenheit in einem bergigen Land. Das scheint die Mentalität des Durchschnittsschweizers zutiefst zu prägen. Er ist stolz auf eine der ältesten direkten Demokratien der Welt – Wilhelm Tell lässt grüßen –, gewisse Entwicklungsstörungen wie das sehr spät eingeführte Frauenwahlrecht tangieren ihn nicht.

Dem schnell sprechenden Deutschen mit seinem Tatendrang begegnet der Schweizer mit Zurückhaltung. Dazu kommt, dass viele Deutsche die Schweiz nicht nur als Urlaubsparadies betrachten, sondern auch auf Dauer dort wohnen möchten. Ende 2007 lebten laut dem Bundesamt für Migration mehr als 200.000 Deutsche zwischen St. Gallen und Genf. Gegenüber 2006 erhöhte sich die Zahl der Deutschen damit um rund 30.000.

Viele Eidgenossen betrachten diese Entwicklung mit Sorge. Laut einer Umfrage des „Sonntagsblicks“ meinen zwei Drittel der Leser: „Es gibt zu viele Deutsche bei uns.“ Sie sehen ihre neuen Mitbürger mit ihren typischen deutschen Eigenschaften als Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und befürchten wegen deren mangelnder Anpassungsfähigkeit an das Schwyzerdütsch die schleichende Aushöhlung ihrer geliebten Sprache.

Das Organisationskomitee der Europameisterschaft hat die Aufgabe, die Schweizer auf das sportliche Großereignis der Fußball-Europameisterschaft einzustimmen. Das Land möchte sich der Welt im besten Licht zeigen und sich als guter Gastgeber präsentieren. Dies gilt auch für die zu erwartende Invasion an Fans aus dem Nachbarland. Von Werbeplakaten strahlen nun also freundliche Schweizer mit dem noch freundlicheren Spruch „Ich freue mich auf die Deutschen“.

Eine Umfrage vor Ort hilft, diesen Werbeslogan zu relativieren. So meint Willy Burth aus Graubünden: „Ich mag die Deutschen, besonders ihr Geld.“ Andere dagegen äußern: „Ich freue mich auf die Deutschen, vor allem wenn diese in der Vorrunde ausscheiden.“ Sabine Meier aus Basel hingegen freut sich wirklich auf die Deutschen, aber die Europameisterschaft interessiert sie kaum.

Zum echten Härtetest für den flotten Werbespruch kommt es vermutlich erst, wenn Deutschland Europameister werden sollte. Bleibt da der Schweizer noch fairer Sportsmann und klatscht Beifall? Oder verliert er seine Beherrschung?

Vielleicht bietet die Fußball-Europameisterschaft aber auch eine einmalige Chance für Schweizer und Deutsche, alte Vorurteile zu beseitigen und ein neues, in die Zukunft weisendes Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln. Stellen wir uns einmal vor, die Schweizer und die deutsche Fußballnationalmannschaft scheitern trotz lautstarker Fanunterstützung und freundlicher Werbekampagne in der Vorrunde der Europameisterschaft. Nichts würde Deutsche und Schweizer mehr zusammenschweißen, als gemeinsam einen neuen Fußball-Europameister Holland beklagen und ihren Frust im Alkohol ertränken zu müssen. Der neue Slogan in der Schweiz könnte dann einstimmig lauten: „Wir lachen und weinen mit den Deutschen“.

Der Autor Simon Schlippf, 17, besucht die elfte Klasse des Schönbuch-Gymnasiums Holzgerlingen. Im Skiurlaub in der Lenzer Halde in der Schweiz kam ihm die Idee, einen Artikel über das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Schweizern zu schreiben.



Ob sie sich wohl auf die Deutschen während der Fußball-EM freut?

Foto dpa